

XXV. Jahrgang
Nr. 9

21. Januar
1913



VEREINS-ORGAN DER WENGIA SOLOTHURN

Redaktion:

Paul Walter, Chef-Red. — *M. Sauser*, Sub-Red. I. — *Fritz Egger*, Sub-Red. II.
Dr. Hugo Meyer, Vertreter der „Alt-Wengia“.

Abonnementspreis: Fr. 1.50 per Semester.

Für die Mitglieder der „Alt-Wengia“ gratis.

□ □ □ □ Erscheint jeden Monat □ □ □ □

Burschenschaft.

II. Wengia und Abstinenz.

Es war zu Jena in den Dreissiger Jahren des 17. Jahrhunderts. Saufen und Raufen waren die Ideale der heruntergekommenen Studenten, bei denen der Bierkomment alle tiefern und feineren Bedürfnisse beiseite gedrängt hatte. Leider leben diese Ideale, allerdings mehr oder weniger abgeschwächt, auch heute noch in den meisten Studentenverbindungen fort. So ist es ganz natürlich, dass sich eine Gegenpartei bildete, ganz besonders bei den jetzigen Bestrebungen nach einem gesunden Lebensgenuss. Ihre Anhänger scharen sich um das Banner der Abstinenz, die aus einer anfänglich bescheidenen, beinahe unbemerkbaren Bewegung zu einer kampfeslustigen Gewalt herangewachsen ist. Unumwunden muss jeder zugestehen, dass die Abstinenzbewegung unendlich vielen schon unendlichen Nutzen gebracht hat. Täglich mehren sich denn auch ihre Anhänger und namentlich auch unter der studierenden Jungmannschaft hat die Bewegung festen

Fuss gefasst. Hauptsächlich hier suchen denn auch die Verfechter dieser Ideale neue Kämpfer zu gewinnen; denn wer die Jugend auf seiner Seite hat, dem gehört die Zukunft. Ihr Kampf gilt namentlich dem Trinksport, dem so viele Verbindungen huldigen, obschon in der heutigen Zeit jeder vernünftige Mensch zugestehen muss, dass dieser keinen Sinn mehr hat. Viele Leute haben ja leider für diese tiefe Wahrheit nur ein spöttisches Lächeln. Viele aber tun nur so, weil sie den harten Kampf scheuen, und nicht mit überlegenem Bewusstsein die Spötteler bedauern können (ich meine nicht etwa blasiert werden und besser sein wollen als die andern). Ueberhaupt verdient eine so grosszügige und notwendige Bewegung nichts weniger als Spott. Besonders die Studenten sollten vielmehr mit einer solchen Macht rechnen und entsprechende Reformen durchführen. Die Verbindungen würden nicht, wie man oft glaubt, sich dadurch selbst töten; sie würden vielmehr frischgestärkt erblühen, indem sie dadurch ihre Gegner ihrer besten Waffen beraubten. Wenn man sich ruhig im alten Fahrwasser treiben lässt, so könnte einmal die Zeit kommen, wo es eben heisst: biegen oder brechen. Auch in der Wengia gab es schon früher einsichtige Leute, die energisch Reformen verlangten. Hätte man ihnen Gehör geschenkt, so wäre die Wengia nie in den Ruf gekommen, von dem man sich jetzt so mühsam wieder zu befreien sucht.

Schon anno 1895 entfachte das Thema, die „Abstinenzfrage“, eine äusserst rege Diskussion, worin der Referent, der entschieden für dieselbe eintrat, gegen die Uebermacht nicht aufkommen konnte. Von da an scheint die Frage wieder zu ruhen, bis sie 1901 wieder erwachte, als Herr Rektor Enz in einer Sitzung forderte, man solle auch den Abstinenten den Eintritt in die Wengia gewähren. Man trat aber dann von einer Behandlung dieser Forderung zurück. Im 18. Jahrgang des „Wengianers“ fand ich in einem Artikel, betitelt „Jungwengia“, den Satz: „Gewiss gehört eine gewisse Trinkfestigkeit auch zum innern Betrieb und es hat wohl in der Wengia auch noch niemand der Temperenz das Wort gesprochen.“ Dieser Ausspruch ist nach zwei Seiten hin betrübend. 1. Erkennt man, dass der Schreiber jener Zeilen mit den

frühern Jahrgängen des „Wengianers“ nicht sonderlich auf dem Laufenden war, sonst hätte er wohl jene Stelle der Vereinschronik gelesen, die ich oben erwähnte. (VII. Jahrg. Nr. 8.). 2. Muss man die deprimierende Erkenntnis machen, dass jene Zeit zu gesunden Reformen noch nicht reif war. Nicht einmal die Temperenz, eine gewisse Mässigkeit, wollte man damals anerkennen? Erst 1907 kam man zu einer vernünftigeren Einsicht. Damals wagte der Fuchsmajor in einer Rede an die Füchse jene bedeutenden Worte: „Die Zeiten haben sich in der Wengia überlebt, in denen der Wert eines Aktiven nach seinem Laster beurteilt wurde.“ (XX. Jahrg. Nr. 1.). An einer andern Stelle heisst es in einer Rede: „Schlagt euch nicht zum Haufen, der dieses Geistesleben abtötet, durch unwürdigen Genuss. Ich bin ja kein Moralprediger und so will und kann ich jene nicht hassen und bekämpfen, wohl muss ich sie aber verachten und noch mehr — bedauern.“ (XX. Jahrg. Nr. 6.).

Auch beim letzten Stiftungsfest rief uns der Redner zu: „Wengianer, seid mässig, verachtet die Abstinenzbewegung nicht!“ Dieses Jahr sieht es zwar, wie der Bierkonsum beweist, nicht so schlimm aus, sondern es herrscht vielmehr eine gewisse Mässigkeit vor und dies ist eine erfreuliche Tatsache. Jene Zeit, von der man prophezeite, dass sie kommen werde, wo das Interesse an den Sitzungen und am Wengianer über das am Bierische gehen werde, ist nun angebrochen. Dennoch tobt man sich in der Kneipe aus und zwar jetzt mit vollem Rechte, mit dem Gefühl getaner Arbeit. Mein Ideal besteht durchaus nicht in der völligen Abstinenz, obschon ich die Abstinenzbewegung für etwas Hehres halte. Was macht es auch, wenn ein Wengianer in fröhlicher Unbesonnenheit einmal über die Schnur haut; das ist noch lange keine Todsünde, aber noch weniger eine Heldentat, deren er sich zu rühmen brauchte. Nur gegen die Gewohnheitssäufer und solche, die mit der Absicht in die Kneipe gehen, sich heute unter allen Umständen zu füllen (es gibt nämlich solche), wollen wir den Kampf mit aller Entschiedenheit aufnehmen. Wir wollen unsere Mitglieder nicht zu dem erziehen, dem sie später in Hochschulverbindungen gar oft anheimfallen. Jeder kennt ja Beispiele,

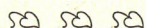
wie flotte Burschen, die hoffnungsfroh zur Universität zogen, durch unmässigen Alkoholgenuss ihrer Geistesgaben verlustig gingen und in blödsinniger Versumpfung ihr Leben beschliessen.

Wie können wir nun unsere Mitglieder vor solchen Ausschreitungen bewahren? Ich glaube, das beste Mittel sei die Erziehung zur Charakterfestigkeit und Willensstärke, so dass jeder im gegebenen Fall sich selbst sagt: „Bis dahin und nicht weiter!“ Wenn einer nicht selbst die Grenzen ziehen kann, so soll eben der Präsident oder der Fuchsmajor an seine Stelle treten und ihm Stoffentzug diktieren, wenn er wieder, wie gewohnt, überzuschnappen droht. Ich glaube, durch die stete Wiederholung würde er dann zu einer gewissen Mässigkeit und Charakterfestigkeit erzogen, indem er eben einsähe, wie schändlich es für ihn sei, von den andern gelehrt werden zu müssen, da er doch auch Verstand besitzt und für seine Handlungen verantwortlich ist. Für eine solche Erziehung wäre später gewiss mancher dankbar. Für ganz verfehlt halte ich die Bierstrafen, die einem Halb- oder Ganzbetrunkenen zudedacht werden, denn 1. empfindet er in diesem Zustand die Strafe gar nicht mehr als solche; 2. leistet man dadurch nur seinem Laster Vorschub und erzieht ihn zu einer gewissen Trinkfestigkeit, die ihm später so oft verhängnisvoll wird, und 3. richtet er sich durch Wiederholung namentlich grösserer Bierstrafen selbst geistig und physisch zu Grunde. Ich möchte damit nicht etwa den Bierkomment abgeschafft erklären, nur soll man mit den Strafen nicht spielen, sondern sie nur dann aussprechen, wenn wirklich Grund vorhanden ist und der Bestrafte die Strafe auch noch als solche empfindet. Vielleicht dürfte man auch dem Komment eine etwas revidierte Form geben.

Wengianer! Wir müssen unbedingt an die Abstinenzbewegung Konzessionen machen, wenn wir in weitsichtiger Erkenntnis um das zukünftige Wohl unserer Verbindung besorgt sein wollen. Wir wollen den goldenen Mittelweg wählen, einer gewissen Mässigkeit huldigen und nicht sinnlos dem Verderben entgegenreiben. Die Zeiten haben sich geändert und die Menschen mit ihnen. Berauben wir durch gesunde Reformen unsere Gegner

ihres Rückhaltes und kräftigen wir uns selbst dadurch, zu Nutz und Frommen der Verbindung, zum Heil des Vaterlandes! Vivat, crescat, floreat in aeternum, Wengia Solodorensis!

M. Sauser v/o Asmus.



Warum?

↓-London. Verkäufer und Käufer arbeiten emsig, um an Weihnachten finanziell und moralisch befriedigt zu sein.

Durch die feuchten, leuchtenden Strassen aus allen Teilen der Themse-Stadt lärmt der dichte Zug der Bewegungsmittel und bringt Kauf- und Bewunderungslustige in die City- und West-End-Häuser. Von allen Seiten glitzern und glänzen tausend Gegenstände, locken die Preise, schmeichelt der Verkäuferin anmutiger Blick; alles webt so an der teuren Weihnachtsstimmung.

Zeitungsspalte an Zeitungsspalte sagt von „Friede auf Erden“, Besserung denjenigen, deren Stern erbleicht. Ich möchte von den vielen nur die von dem anerkannten Harold Begbie verfassten, in der „Westminster Gazette“ veröffentlichten Spalte wiedergeben:

Jedes Jahr werden Millionen von Pfund für Wohltätigkeitszwecke ausgegeben. Eine beträchtliche Anzahl Leute muss zur Verwaltung dieses enormen Kapitals angestellt werden. Eine noch bedeutendere Menge Leute, eine wahrhaftige Armee, tut ohne der Meisten Wissen den Armen Gutes. Die Hauptbeschäftigung der religiösen Korporationen, kann man sagen, ist heute Hilfe für die Armen und Bedürftigen.

Ferners machen die Gemeinden die Armensache zu ihrer Hauptaufgabe, und zugleich ist das Parlament mit Eifer an der Arbeit, die Lage der Erfolglosen und Darniederliegenden zu bessern. Ist nicht unser ganzes politisches Leben auf dem Wege zum Sonnenschein für die Armen?

Wie kommt es denn, dass trotz all dieser Sorgfalt und Tätigkeit einer wahren sozialen, sowie politischen

Menschenliebe Männer und Frauen vor Hunger sterben, Kinder grausam leiden und arme, verzweifelte, elende Menschen Selbstmord begehen?

England ist kein armes Land, die Reichen sind nicht streng und karg im Geben. Wenn aber ein Mann in einem der ersten Länder der Welt — in einem Lande, das mit Kolonialbesitz und königlicher Pracht prahlt, wovon kaum die stolzen Römer träumen konnten, ein Land, dessen reicher Leute Herz höher schlägt, sagen wir in einem Lande wie das unsrige — einmal nicht aus eigener Schuld seinen Posten verliert, ist die Schwierigkeit, seine Lage zu bessern, grösser als die eines Kamels beim Durchgang durch das Nadelöhr.

Warum?

Ich stelle mir diese Frage fast jede Woche, denn der Briefträger kommt selten an meine Türe, ohne eine jener beelendenden Bitten, welche das Herz erschüttern — Bitten aus höhern und niederen Ständen um bare Mittel. Und beinahe in jeder Zeitung, die ich zur Hand nehme, finde ich die gleiche Klage. In unserm Lande, das wegen seiner Mildtätigkeit die Bewunderung der Welt auf sich zieht, leben Leute, die im eigentlichen Sinne des Wortes vor Hunger sterben müssen. Ich meine damit nicht den Schwarm der Landstreicher, jene entarteten Nachkommen der mittelalterlichen, in den Tag hinein Lebenden, welche Armut als Geschäft betreiben; noch zähle ich dazu die geschickten Schelmen, von denen bettelnde Briefe kommen, die beinahe den Erfahrensten täuschen. Ich spreche von vollständig ehrlichen und achtbaren Leuten aus allen Ständen, die plötzlich ihren gewohnten Posten verlieren und niemand finden, der ihnen helfen könnte.

So ein Fall ist mir neulich bekannt geworden. Ich habe sorgfältig nachgeforscht und fand, dass der Sachverhalt wahr ist. Der Mann und die Frau dieser Geschichte vertreten den guten, wohlwollenden, ruhigen Geist der Mittelklasse, der so oft in der Geschichte Englands die Nation rettete. Sie sind von den Tugendhaften die Tugendhaftesten. Sie sind religiös und haben sich mit nicht wenig Liebe und Energie der regen, religiösen Tätigkeit hingegeben. Der Mann erwarb sein tägliches Brot in der City Londons als Bureaugehilfe; die Frau hielt ihr kleines

Heim in der Aussengemeinde anmutig und heiter; die Tage vergehen in ununterbrochener Freude und gütigem Dienste für andere. — Dies ist das Bild dieses häuslichen Herdes, und um so schärfer klingt die traurige Saite der Wendung.

Eines Morgens sagte der Arbeitgeber, dass seine geschäftlichen Umstände ihn zwingen, ihn zu entlassen. Von dieser Stunde an stand der ehrbare Mann leer und arbeitslos in einer Welt, in welcher mit Menschlichkeit ohne Geld nichts zu haben ist, nicht einmal die natürliche Nahrung, der sich die Tiere erfreuen. Er war vierzehn Jahre in einer Stelle, zwölf Jahre in der nächsten, zehn Jahre in einer dritten und sieben Jahre in der letzten und ist jetzt arbeitslos!

Unter seinen Freunden, Leuten aus seiner eigenen Klasse, gab es solche, die ihm zu helfen suchten. Mit Mühe konnte er zur Erholung nach Brighton gesandt werden, und während ihn seine getreue Frau pflegte, zerbrach er sich fast den Kopf um seine Zukunft, vertiefte sich in den endlosen Inseratenteil der Zeitungen und schrieb unzählige Briefe. Aber Woche auf Woche vergingen, niemand wollte ihn aufnehmen. Das Geld ging zu Ende, die Güte seiner Freunde nahm auch allmählich ab; und jetzt hat die Stunde geschlagen, als in ganz England nichts übrig bleibt — denkt was das heisst — nichts für diesen aufrechten Mann und seine Frau, als die Trennung durch das Armenhaus. „Ich verdiente meinen Unterhalt,“ schrieb er mir neulich, „während nahe fünfzig Jahren, wir waren verheiratet über siebenundzwanzig Jahre und Trennung ist ganz ausgeschlossen.“ Die Worte von Trennung bis zum Schlusse des Satzes waren unterstrichen. Der Hungertod steht diesen beiden nahe, *dieser* wäre Erlösung, *Trennung* durch das Armenhaus unendliche Pein.

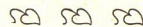
Und nun, um was pochen sie zögernd an der Menschlichkeit Pforte an, bei uns, die wir der Welt Schrei zu ergründen uns brüsten? Es sind £ 20, um einen kleinen, kärglichen Laden in einem Städtchen oder einer hintern Gasse einer Stadt anzukaufen, wo sie bei strenger Arbeit bis spät nachts ihr Dasein ehrlich fristen könnten. Ob dies klug gehandelt ist, will ich jetzt nicht untersuchen,

aber sagen möchte ich, dass diesen Leutchen, so viel ich sehe, nicht einer der vielen Wohltätigkeitsvereine helfen kann.

Es liegt klar auf der Hand, dass wir die Frage immer eingehender betrachten müssen. Ist es nicht Zeit, dass die Wohltätigkeitsanstalten dieses Landes — sie bergen bedeutend grössere Summen als das ganze Königreich zu Elisabeths Zeit besass — in staatliche Verwaltung gebracht würden, um rechtschaffenen, jedoch unglücklichen Armen zu helfen. Ist nicht ein solcher Fall, wie ich ihn soeben beschrieb, eine Herausforderung an unser heutiges System; wohin gehen die Summen, die unser Land jedes Jahr mit grenzenloser Freigebigkeit unterschreibt, an die vielen wohltätigen Vereine? Ist nicht die allererste Hilfe für geheilte Kranke, vaterlose Kinder, ohne eigene Schuld arbeitslose Arbeit?

Man kennt ja wohl das ausgedehnte Werk der Mildtätigkeitsvereine, aber je älter man wird, und je mehr wir uns in die trostlosen Wechselfälle dieser Schicksale vertiefen, desto überzeugter sind wir, dass es nichts besseres für unsere Nation geben kann, als die finanzielle Auflösung aller Wohltätigkeitsvereine, mit einer darauffolgenden Verpflichtung des Staates, die Verwaltung der Gelder in *kluger, christlicher* Weise weiterzuführen.

Strehl.



Winter?

(Ein neu' Bild.)

In den letzten Jahren hat das Wetter recht sonderbare Allüren. Der Sommer noch der Winter wollen ihm mehr recht gelingen.

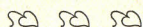
Mehr als einen Monat haben wir Städtebewohner im dichten Nebel zugebracht und wenn hie und da ein fahler Sonnenstrahl sein Haupt in das dunkle Zimmer streckte, so flog man aus, den Stubenqualm aus den Gliedern zu bannen. Der Sonntag ist wohl jedem der liebste Wochentag. Gern möchte man etwas geniessen, daran man seine

Freude haben könnte. Die Festtage haben uns genug Stubenhockerei gebracht. Wir wandern aus!

Der „Chich“ oder „Biecht“ hat sich an die Bäume gehängt und macht die mächtigen Tannen und schlanken Lärchen zu einzigartigen Wunderwerken der Natur. Am Waldrand liegen gefällte Tannen und senden den winterlichen Harzduft aus.

Je höher wir den Abhang emporsteigen, desto heller wird es über uns und die Schritte verdoppeln sich, der Sonne vollends ins warme Angesicht zu sehen. Nur langsam teilt sich der Nebel und die ganze Landschaft tut sich im Sonnenglanze auf. Sieh' nur die Menge, die auf- und niedersteigt. Wir sehen hier den echten Beweis, dass sich die Art der Sonntagsbelustigung wesentlich geändert hat. Noch vor 20 Jahren wäre es nur einer kleinen Zahl von Leuten in den Sinn gekommen, im Winter die Berge zu ersteigen, wenn man sich kaum im Sommer dazu aufraffen konnte. Die Wirtshäuser sind nicht überfüllt; Herr und Knecht nimmt heute seinen Abendimbiss im Freien. Hier oben grüsst jeder den andern mit freundlichem Lächeln und alle wissen genau, dass es ihm hier wohler ist als zu Hause auf dem Ofen oder am Wirtstisch. Wohl hundert Personen haben an jenem Sonntag von der Bergeshöhe in das weithin sichtbare Land hinaus geblickt und in ferne Länder geträumt. —

„Do stoni uff der Roggefueh
Und schweif' mi Blick dä Bärge zue.“ **Hirsch.**



Studentenverbindung oder literarisches Kränzchen?

Dieser Artikel mag sonderbar erscheinen, umso mehr, da er im Organ einer Vereinigung erscheint, die sich stolz Studentenverbindung nennt und somit alle Sympathien ihrer Mitglieder auf Seite des Verbindungswesens stehen dürften. Doch eine Untersuchung darüber geschieht nicht so ohne Grund, da wirklich hin und wieder Meinungen

auftauchen, die an der Existenzberechtigung unserer Verbindung (wie sie jetzt besteht) arge Zweifel hegen. Es ist ein noch tieferer Grund, der mich ermuntert, die Unterschiede hier festzustellen, denn einerseits möchte ich die Aktiven gegen solche Strömungen wappnen, denen die andern Studenten-Verbindungen unserer Museenstadt bereits zum Opfer gefallen sind, oder es in nächster Zeit werden und so in ihnen den alten Couleurgeist unserer Altvordern wachrufen.

Wir leben gegenwärtig in einer Epoche, in der wie selten Strömungen alter und neuer Zeit auf einander prallen. Einerseits sind wir begeisterte Anhänger des Alten. Wir verehren und feiern die gemüthliche Biedermeierzeit, als der Grossvater die Grossmutter nahm, ja wir ahmen sie in Kunst und Literatur nach, — andererseits sind wir fanatische Vertreter alles Neuen, „Modernen“, wir befürworten die Forderungen auf politischem und sozialen Gebiete und preisen mit feurigen Worten das Neue, das Grosse. So stehen Alt und Neu in einem beständigen Kampfe, und in diesem Streit lebt auch das Studentenwesen. Scharfe Vorwürfe werden gegen dasselbe erhoben, nicht nur von seiten philisterhafter Stubenhocker, sondern auch ernste Persönlichkeiten, deren Meinungen ins Gewicht fallen, treten dagegen auf. Nicht nur, dass man das Couleurtragen als in unserer „fortgeschrittenen“ Zeit als unnützes Ding erklärt, nein, über die Organisation dieser Verbindungen selbst rümpft man verächtlich die Nase. Verhältnisse, wie sie an Hochschulen bestehen, will ich nur kurz berühren. Dass die Strebungen auf sozialem Gebiete unter der Studentenschaft grossen Anklang und bedeutende Verfechter finden, möchte ich begrüssen; ja ich schätze sogar die Erfolge, die die Mässigkeitsbewegung gerade in Studentenkreisen errungen hat. Den jungen Akademikern schwebt das Ideal von freien Vereinigungen junger Leute vor mit dem Zweck, Diskussionen über vorwiegend moderne, politische, soziale und künstlerische Bestrebungen abzuhalten, Geselligkeit zu üben und allen möglichen Sport zu treiben. Dies sind die Freistudentenschaften, die an zahlreichen Hochschulen bestehen.

Diese Ansichten haben sich in letzter Zeit auch auf die Mittelschulen ausgedehnt, und nun heisst es für jede

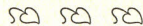
Verbindung, den Weg finden, das Passende aneignen und doch nicht den alten Traditionen untreu zu werden. Diese modernen Einflüsse auf das Studentenleben haben ohne Zweifel ihr Anziehendes; sie verlocken junge, ideal veranlagte Köpfe, versetzen jedoch einer Institution den Todesstoss, die eine solche Geringschätzung keineswegs verdient, und gegen die man nur vorgehen kann, wenn man das Gute gerade unserer Gymnasialverbindungen nicht erkennen will.

Wir nennen uns nicht Verein, sondern Verbindung, und wir sind gewöhnt, die Verbindung höher als einen gewöhnlichen Verein zu schätzen, obwohl beides Vereinigungen von Leuten zu einem bestimmten Zwecke sind. Beide Arten von Vereinigungen besitzen selbstredend ihre Statuten und ihren Vorstand und halten zu festgesetzter Zeit ihre Zusammenkünfte ab, fröhliche oder solche, an denen Vereinsgeschäfte erledigt werden. Warum nennen wir uns Verbindung und warum stellen wir uns über den Verein? Schon die Grundbedeutung der beiden Wörter ist verschieden, so sehen wir im Verbum vereinigen oder vereinigen mehr eine Annäherung, ein Zusammendrängen, ohne dass das Verbinden, das Aufgehen in eines, eintritt. Somit ergibt sich, dass die Verbindung eine Vereinigung ist, in der sich die Mitglieder näher stehen sollten als in irgend einem andern Verein; das Gefühl der Zusammengehörigkeit soll sie erfüllen und in ihren Handlungen leiten. Die Studentenvereinigungen nennen sich vorwiegend Verbindungen, also soll dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit in ihnen am stärksten sein. Gegen aussen wird das Zusammengehören, oder was als Folge erscheint, das Einstehen für einander, durch das Tragen von Farben dokumentiert. Wir tragen als gemeinsames Zeichen der Freundschaft (denn ein solcher Bund soll die Verbindung sein) die Mütze und das Band, im Grunde äusserliche Zeichen und doch für das Wesen der Studentenverbindung so charakteristische. Der vielverbreiteten Meinung, dass die Couleur das Studentenwesen überhaupt ausmache, will ich hier nicht entgegen treten, obschon man sich bei passender Gelegenheit gegen solche verschrobene Ansichten mit aller Entschiedenheit wehren muss. Aber auch innerliche Zeichen halten uns

zusammen und veranlassen uns, nur nach einer Richtung hin zu handeln, das sind die Devisen, die sich eine Verbindung (zum Unterschied vom Verein) wählt. Zu ihnen soll die Tätigkeit der Verbindung kurz zusammengefasst sein, aus ihm soll man den Geist und die Höhe des Vereins erkennen. Sie sind im Studentenkreise die strahlenden Sterne, nach denen man sich orientieren soll.

Auch in anderer Hinsicht steht die Verbindung höher. Der Unterschied liegt in der Organisation. Während beim Verein schlechtweg wegen dem a priori nicht verlangten Zusammenschluss, das Strafsystem, um dieses treffendste Beispiel anzuführen, nicht so streng geregelt ist, treten uns in der Studentengemeinschaft Gesetze allgemeiner verbindlicher Art, Beschlüsse und Verordnungen einzelner Verbindungen entgegen. Diese bilden ein starres Gerippe und geben der ganzen Organisation, der ganzen Verbindung, einen etwas schneidigern, militärischen Anstrich. Das Mitglied, das in einen derartig organisierten Verein eintritt, muss sich zum vornherein mit diesen Gesetzen abfinden, es muss wissen, was es von nun an zu meiden hat und muss sich über die Tragweite der verhängten Strafen und über die Kompetenzen der zuständigen Behörde Rechenschaft ablegen. Erst wenn der Entscheid zu Gunsten des so bestehenden Studentenwesens ausgefallen ist, sollte das betreffende Individuum das Gesuch um Aufnahme an die Verbindung richten. Wer sich vorher nicht über all dies im klaren befindet und durch Heuchelei und Verhüllung seiner wirklichen Pläne aktiv wird, begeht ein doppeltes Verbrechen, sowohl gegen sich, da ihm die ganze Geschichte naturgemäss bald verleben muss, als besonders gegen eine Verbindung, deren Institutionen er nicht höher achtet, als dass er sie noch mit Falschheit und Unverstand in den Kot ziehen will.

(Schluss folgt.)



Alt-Wengia. **Finanztechnisches.**

Bezugnehmend auf meinen Artikel in der letzten Nummer des „Wengianer“, erlaube ich mir, nochmals darauf

zu verweisen, dass laut Komiteebeschluss der Jahresbeitrag pro 1912 bis Ende Januar a. c. einbezahlt sein muss. Wenngleich bis heute der Beitrag von einem namhaften Teil der Mitglieder auf das neu eröffnete *Postcheck-Conto* V^o 227 einbezahlt wurde, ist andererseits die Zahl derjenigen, die den bekannten grünen Einzahlungsschein bis jetzt unbenutzt „ad acta“ gelegt, eine noch ansehnlichere. Ausstände pro 1. Februar werde ich unverzüglich per Nachnahme erheben, wobei gemäss früherem Beschluss Fr. 4. 15 zum Inkasso gelangen.

Man könnte bald den Eindruck bekommen, ich sei ein verknöchertter Materialist. Verzeihung, dermalen schon, da ich die mir soeben zugeflogene Druckerrechnung vor Augen habe. Wir schulden der Druckerei pro 31. Dezember 1912 die runde Summe von Fr. 1000 und von unserm Finanz-Status kann sich ein jeder ungefähr ein Bild machen, wenn er den diesbezüglichen, in Nr. 7 des „Wengianers“ zu Rate zieht.

Mein Hinweis betreffend Benützung der Coupon-Rückseite des Einzahlungsscheines hat Schule gemacht. Eine ganze Anzahl ältere und jüngere alte Herren hat bekundet, dass ihr Herz auch unter dem Philister-Kittel noch warm für die Ideale der Wengia zu schlagen vermag. So schreibt einer der verehrten Gründer der Wengia, Herr Dr. G. Schläfli, Arzt in Neuenstadt:

„Meine besten Wünsche für ferneres Gedeihen der Alt- und Jung-Wengia, und herzliche Wünsche für Gesundheit und Wohlergehen aller Alten und Aktiven.“

Herr Dr. E. Rotschi, Arzt in Cartigny bei Genf, bekundet seine treu bewahrte Anhänglichkeit zur Wengia in folgenden beredten Worten:

„O, alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du entschwunden! Immerhin noch ein kräftiges „Vivat Wengia“ und Grüsse an alle, die sich noch des ehemaligen „Schutz“ erinnern, speziell an Brändli.“

Namens des Komitees der Alt-Wengia erwidere ich diese Glückwünsche und Grüsse aufs herzlichste. Wer aber von Zeit zu Zeit die alte Burschenherrlichkeit wieder will aufleben lassen, der komme zu uns in den alten, trauten, unter alt-Pedell Schenker wieder durchaus bierehrlich gewordenen „Chic“!

Otto Fürholz.

Literarisches.

Nachdem es mir schon im Frühjahr grosse Freude bereitete, die A. H. der Wengia auf das Werk eines Couleurbruders aufmerksam zu machen, tue ich es mit weit grösserer Begeisterung, da das Buch: *Ehre und Treue*, Geschichte der Schweizer in fremden Diensten, des A. H. *Hauptmann de Vallière*, mich Stunden aufrichtiger Freude erleben liess. Unser A. H., der sich mit anerkannt bedeutenden Fähigkeiten an die Verfassung des glänzenden Werkes gemacht hat, ist in der vergangenen Festzeit manchem jungen Schweizer zum Lieblingsschriftsteller geworden. Wie vom Weihnachtsbaum, der in tausend Lichtern strahlt, die Erinnerung an die Jugendzeit und all der poesievolle Hauch der Weihnacht sich ins empfängliche Gemüt versenken, so strahlen von diesem Buche aus die glänzenden Heldentaten der Schweizeröldner in das patriotische Herz jedes echten Schweizerjünglings.

In der Betrachtung der Gegenwart ist es ein erfreuliches Zeichen, dass die Geschichte, das Lieblingsfach der jungen Schweizer, allgemein grosse Anerkennung findet. Wenn wir die in den letzten Jahren erschienenen populären und Spezialgeschichtswerke betrachten, so muss uns das mit warmer Dankbarkeit für die Autoren erfüllen, die ihre Kenntnisse in den Dienst der Vaterlandsliebe stellten, gilt es doch in unserm Schweizerlande auch weiterhin die nationalen Bestrebungen zu verteidigen und die Strömungen eines verderblichen Antimilitarismus aus den blühenden Gefilden edler, tatkräftiger Aufopferung für das Vaterland endgültig abzulenken. Dies geschieht nicht nur dadurch, dass die Schweiz für humane Behandlung ihrer Soldaten von seiten der Offiziere durch strenge Gesetze sorgt, sondern in ebenso prächtiger Weise dadurch, dass der Schweizerjüngling aus den glänzenden Heldenzeiten und Mannestaten der Geschichte Mut und Liebe fürs Vaterland und seine Einrichtungen schöpft. Dazu ist die Geschichte der hervorragenden Schlachten, die die Schweizer in fremden Diensten erfochten, wie gemacht. Bis jetzt ging die Schweizergeschichte der Schulen ihre eigenen Wege, und kaum hörte man von den unsterblichen Erfolgen, die Schweizerdienst und Schweizerblut in fremder Erde für fremde Fürsten erstritten. Wie kein zweiter hat es Herr de Vallière verstanden, uns diese ruhmvollen Waffentaten als aufmunterndes Beispiel vor Augen zu stellen, hat er doch in seinem letzten Werke Teile aus der Geschichte der Schweizer in fremden Diensten behandelt und dies mit ungeahnter Kunst und Gewalt. Wer einmal jene Bilder aus der Schlacht von Margnano und dem unseligen 10. August 1792 gelesen hat, der spürt in sich den Hauch jener Zeit, in der persönliche Tapferkeit alles bedeutete; er fühlt in sich das Bewusstsein, ebenso stolz und ebenso mutig für seine Landesfarben einzustehen, wenn gleiche Gefahren an ihn herantreten würden. Von nun an wird die Schweizergeschichte sich mehr mit den ausländischen Waffentaten befassen, denn sie sind im grossen Ganzen ebenso glänzend und zeugen von einem nationalen Selbstbewusstsein, das unter euro-

päischen Söldnerheeren seinesgleichen sucht, und die Reisläuferei allein vermag uns einen richtigen Blick in die Parteigetriebe des 16., 17. und 18. Jahrhunderts zu übermitteln. Dies ist die grosse Aufgabe des Prachtwerkes, und es wird sicherlich seine Wirkung nicht verfehlen, neue Gesellschaftskreise auf das Treiben jener harten, treuen Kraftnaturen, die im Dienste ihrer Regierungen den Heldentod erlitten und ihre seltene Königstreue mit ins Grab nahmen, aufmerksam zu machen, dafür ist uns die Person des Autors, wie auch der glänzende Stil und die prunkvolle Ausstattung dieses Werkes Bürge. Der Verfasser will uns die Bewegung, die in der Geschichte der Schweiz eine so wichtige Rolle spielt, nicht vom strengen, historischen, wissenschaftlichen Standpunkt aus berichten; dafür denkt er viel zu hoch vom erzieherischen Wert eines solchen Werkes auf das Leben und Wirken des Volkes, sondern er will dem Schweizervolk ein Buch schenken, an dem es sein Herz erwärmen kann für die Glanzperioden, an denen unsere Geschichte so reich ist, auf dass es seine Vaterlandsliebe an den Schicksalen dieser Kämpen prüfe. Wir dürfen froh sein, dass unser A. H. uns mit den trockenen und parteiischen Quellen in Ruhe gelassen, und seinem Werke den Stempel persönlichen Empfindens und patriotischen Feuers aufgedrückt hat.

Die Ausstattung des Buches ist eine prächtige, wie wir sie vom Verlage F. Zahn in Neuenburg gewohnt sind, und sie beweist uns, auf welcher Höhe der schweizerische Buchhandel steht. Das Werk, das über 700 Seiten zählt, ist mit Originalzeichnungen von Burkhard Mangold geschmückt. Dazu kommen Reproduktionen von Wappenscheiben früherer Familien und alter Stände und bedeutende Kopien von Bildern alter Condottieri und kriegsumtobter Burgen, die in schweizerischen Archiven und im Landesmuseum aufbewahrt werden. Besonders möchte ich die prächtigen Gemälde Mangolds und seine Skizzen erwähnen, die viel von der Gewalt und Natürlichkeit Hodlers Marignano in sich haben, und jedenfalls als beachtenswerte Werke neuerer Kunst betrachtet zu werden verdienen. Zur Einführung hat ein Mann, der in der ganzen Schweiz und vor allem in militärischen Kreisen geschätzt wird, seine Feder geliehen, Armeekorpskommandant Ulrich Wille. In anerkennenden Worten spricht er von den Söldnerfahrten unserer Vorfahren; denn in fremdem Lande allein haben die Schweizer in der Zeit politischen Niederganges den Geist der alten Heldenzeit bewahrt, der im heutigen Milizheer noch tief wurzelt und allein die Neutralität der Schweiz zu garantieren vermag. In einer vorzüglichen Einleitung erzählt de Vallière über die Geschichte, Sitten und Gebräuche des Solddienstes, und er weist die Vorwürfe zurück, die von allen Seiten gegen das Söldnerwesen und das Pensionenunwesen erhoben werden. Ihm gelten allein die Bünde und die Ehre, mit der die Schweizeröldner ohne Ausnahme den Bestimmungen derselben nachleben, ihnen zum Ruhm, den Regierungen getreu, die ihre guten Kräfte dem Auslande überliessen. Die glänzende und patriotisch-erweckende Sprache, die der Verfasser in seinen Originalschriften spricht, und die man mit der eines Joh. v. Müller vergleicht, verliert selbst in der Uebersetzung,

die von Oberstleutnant H. Habicht in mustergültiger Weise besorgt wurde, nicht viel.

Einige Sätze aus oben besprochener Einleitung sagen euch mehr von der hinreissenden Gewalt, die in den kräftigen Worten dieses Buches steckt:

„In der Erinnerung aber sollen unsere glorreichen Regimenter wieder aufleben und uns von ihren Taten berichten... Es folgen die Rotröcke des Sonnenkönigs mit den breitkrampigen Filzhüten und den blauen Strümpfen — Fusiliere und Grenadiere. Die Tapfern von St. Denis, wo Reynold den englischen Reitern bis tief in die Nacht hinein Stand gehalten, und die Braven, welche den Rückweg von Oudenarde deckten. Auch alle, die bei Malplaquet unerschütterlich wie Mauern gestanden. Es defilieren die Schweizergardien, an ihrer Spitze der alte Graf d’Affry, stolz und prächtig in Rot und Blau, den weissen Federstutz auf den Bärenmützen der Grenadiere; das auserlesenste Regiment, Riesen von sechs Fuss, die letzte Hoffnung Ludwigs XVI.; es sind die Wackern, die am 10. August in den Tuileries für eine verlorene Sache, aber getreu ihrem Eide, das Leben liessen. Schon sind Hunderttausende vorbeimarschiert, und noch nimmt der Zug kein Ende. Die Soldaten des Kaiserreichs sind an der Reihe. Von den Ufern der Beresina kommen die letzten Ueberreste aus Russland, abgezehrt und in zerfetzten Uniformen, ein kleines Häufchen nur, aber fest um ihre Fahnen geschart. — Den Zug beschliesst die Division der Napolitaner; noch vier schöne Regimenter mit ihrer Artillerie. Wir schreiben das Jahr 1860. — Vorüber! — Die Schweiz kennt keinen Fremddienst mehr.

Hoch oben am blauen Himmelszelt, weit über den dicht geschlossenen Reihen dieses unermesslichen Zuges, rauscht das Flammenbanner mit dem weissen Kreuz: in goldenen Lettern leuchtet im Kreuze der Wahlspruch, der drei Jahrhunderte unserer Geschichte in sich fasst: TREUE UND EHRE.“

Wir dürfen uns mit freudigem Herzen den Worten Willes anschliessen: „Ich glaube, der Verleger durfte mir mit Recht als vornehmsten Zweck des Werkes angeben: *die militärischen Traditionen in den breiten Schichten unseres Volkes zu fördern und den Soldatengeist der Väter zu wecken.*“

Hauptmann de Vallière hat sich den Dank aller Vaterlandsfreunde erworben, und seine Worte werden in unserer Schweizerjugend eine glühende Vaterlandsliebe und freudigere Erfüllung der Dienstpflicht hervorrufen. Das ist die Zauberkraft, die aus alter Blüthezeit eidgenössischer Kriegskunst hervorleuchtet.

Möge dem Werke die Verbreitung beschieden werden, die es verdient.

R. P.

* * *

Das neueste Werk unseres lieben A. H. Minus ist zwar klein aber fein. Auch gewiegtere Volkswirtschaftler als ich haben sich lobend darüber ausgesprochen. Redakteur Dr. A. Meyer schrieb in der „Neuen Zürcher Zeitung“:

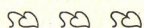
„Stampfli, A., Dr., Volkswirtschaftslehre für Handelsschulen, kaufmännische Kurse und Fortbildungsschulen.

Die Notwendigkeit, in Laienkreisen und in Schulen Volkswirtschaftslehre zu erteilen, machen es wünschbar, Grundrisse zu haben, die im Gegensatz zu den umfangreichen wissenschaftlichen Kompendien in gedrängter und leichtverständlicher Weise die wichtigsten Fragen behandeln.

Das gesamte Gebiet der Volkswirtschaftslehre umfasst der von Dr. A. Stampfli bearbeitete „Volkswirtschaftler“. Die auf 40 Seiten zusammengedrückte Darstellung zeichnet sich durch eine verständnisvolle Auswahl des Wichtigsten und eine sorgfältige Redaktion aus. Das Büchlein wird dem Zwecke, der ihm gesetzt ist, ohne Zweifel gerecht werden.“

Wir wünschen dem Werklein eine allseitige, freundliche Aufnahme und freuen uns an der Bereicherung unserer Bibliothek. Dem Spender aber herzlichen Dank für seine liebenswürdige Aufmerksamkeit.

M. S.



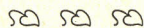
Musikalisches.

Herr Julius Tschirner, Direktor der Stadtmusik Solothurn, hat der Wengia einen flotten „Wengianermarsch“ in Klavierausgabe gewidmet.

Der Marsch, der sehr ansprechend komponiert ist und sich leicht spielen lässt, wird bald in jedem musikalischen Wengianerheim zu finden sein. Er ist in der Buchhandlung A. Lüthy in Solothurn erhältlich zum Preise von Fr. 1. 50.

Auf dem Titelblatt finden wir das trefflich wiedergegebene Bild des Komitees der Activitas. Diese Tatsache allein dürfte genügen, dem Musikstück in den verschiedensten Familien, wo etwa ein holdes Mädelein Piano spielt, Eingang zu verschaffen.

Vor allem aber hat uns Herr Musikdirektor Tschirner durch seine Liebenswürdigkeit zu grossem Dank verpflichtet. **Otto Fürholz.**



Vereins-Chronik.

Sitzung vom 2. November 1913. Anwesend: A. H. Fischer. — Abwesend: Eichenberger, Römer. Ott (entsch.)

Diskussion. „Die Schweiz im Jahre 2000“ wird von Bargetzi eingeleitet. Er spricht von der Ueberflutung der Schweiz durch die Fremden und meint, dass wir die richtige Zeit der Einbürgerung verfehlt hätten. Der Referent glaubt nicht an die Existenz der Schweiz im Jahre 2000. Rietmann spricht im Interesse der freien Einbürgerung.

Varia. Es wird ein Gesuch an die Rektoratskommission gerichtet, um für die Aktiven Verlängerung beim Stiftungsfest zu erhalten. Dem gestellten Antrag, 4 Paar Stützen zu kaufen, wird entsprochen. Es sollen 200 Stück von der Stiftungskarte 1909 gedruckt werden.

Sitzung vom 9. November. Anwesend: A. H. A. H. Meyer H., Meyer Kurt, Schnebli, Bohrer, Beutler Osk., Sauser, Biberstein. — Abwesend: Eichenberger, Müller, Römer, Späti, Ott, Gunzinger (entschuldigt).

Das Gründungsreferat wird von Fritz Egger gehalten. Er spricht von der Lebenskraft der Wengia. Egger nimmt Stellung gegen die Trinksitten. A. H. Meyer H. und Probst bemerken, dass der Referent unnütze Reformen wünscht, da die Wengia schon viel im Sinne Eggers getan habe.

Referat über die Stammlokale von Ernst Sauser. Er berichtet wie nach langem Nomadenleben die Wengia im „Chic“ ein trantes Heim gefunden habe, das die Wengianer schon seit 20 Jahren bewohnen.

Varia. Probst beantragt, da die neuen Couleurkarten zu teuer seien, die Hälfte der Kosten dem Anschaffungsfonds aufzuerlegen. Der Antrag wird angenommen.

Gründungsfest. Anlässlich der Gründungsfeier, die einen frohen Verlauf nahm, wurden der Wengia von den Herren Bildhauer Berger und Kunstschlosser Käser ein Leuchter geschenkt, der oberhalb unseres Stammtisches prangt. Herr Kunstmaler Egger dedizierte uns ein prachtvolles Landschaftsgemälde. Den werten Gönnern und Wengianerfreunden sprechen wir den herzlichsten Dank aus.

Sitzung vom 16. November. Anwesend: A. H. Sauser; I. A. I. A. Luterbacher, Habegger. — Abwesend: Eichenberger, Rietmann, Römer, Ott, Gunzinger, Späti (entsch.).

Die Diskussion „Sozialdemokratie“ wird von von Arx eingeleitet. Er glaubt, dass die Sozialdemokratie in der Schweiz nicht berechtigt sei. Ihm erwidert Probst, der von den letzten Sozialistentagungen spricht. An der Diskussion beteiligen sich ferner: Müller, Bargetzi, Sauser, Ramser, Sesseli.

Varia. Innerhalb 14 Tagen sollen die Revisionen stattfinden. In 8 Tagen hält Sesseli seinen Vortrag. In 14 Tagen wird uns Herr A. H. Prof. Reinhart mit einem Vortrag beehren.

Sitzung vom 23. November. Anwesend: I. A. Luterbacher. — Abwesend: Eichenberger, Römer, Ott, Schmid (entsch.)

1. Teil des Vortrages von Max Sesseli: Die altkatholische Bewegung und der Kulturkampf. Diskussion folgt nach dem 2. Teil des Vortrages.

Varia. Die Herren Kunstschlosser Käser, Kunstmaler Egger und Bildhauer Berger sollen mit der Festschrift beschenkt werden. Die St. Niklausfeier wird im „Chic“ abgehalten werden.

Sitzung vom 30. November. Anwesend: A. H. A. H. Prof. Reinhart, W. Kurt, Strüby, Voitell, R. Stampfli, Rudolf, I. A. I. A. Habegger, Luterbacher. — Abwesend: Eichenberger (entsch.).

Vortrag von Prof. Reinhart. Zuerst las er uns aus den Werken Simon Gfellers vor. Den grössten Genuss boten uns die Vorlesungen aus seinen eigenen Werken (Artikel im letzten Wengianer).

Varia. Am 6. Dezember, abends 6 Uhr, wird im „Chic“ eine St. Niklauskneipe abgehalten. Es wird beschlossen, am 19. Dez. eine Weihnachtsfeier zu veranstalten. Am nächsten Samstag hält Herr A. H. Strüby einen Vortrag.

Sitzung vom 7. Dezember. Anwesend: A. H. A. H. Strüby, Biberstein, Rudolf, R. Stampfli und A. Luterbacher. — Abwesend: Walter, Eichenberger, Ott, Gunzinger, Sesseli (entsch.).

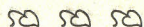
Vortrag von A. H. Strüby, Kultur-Ingenieur: Berufsfrage und -wahl des Maturanden mit spezieller Berücksichtigung der mathematischen Fächer. Der Redner erläutert die Fächer der Universität und speziell des eidgenössischen Polytechnikums. Er widerlegt die irrigen Ansichten, die der studierenden Jugend einen Abscheu gegen das Polytechnikum einflössen.

Varia. Dem Antrag, Dienstag in corpore ins Theater zu gehen, wird entsprochen. Die Revisoren haben alles in gutem Zustande gefunden. In 8 Tagen wird Sesseli mit dem 2. Teil seines Vortrages steigen. Sollte dieser verhindert sein, wird Probst einen freien Vortrag über „Alpinismus“ halten.

Sitzung vom 14. Dezember. Anwesend: I. A. Luterbacher. — Abwesend: Eichenberger, Ott, Sesseli (entsch.)

Freier Vortrag von Probst: Alpinismus. Die Erforschung der Alpen ging von der Schweiz aus. Der Vortragende schildert uns die 1. Matterhornbesteigung. Er tadelt die oft mangelhafte Technik der Bergsteiger, woraus auch viele Unglücksfälle zu erklären sind. Probst spricht von den Alpenvereinen, eingehender vom schweizerischen, der das wissenschaftlich wertvolle Vereinsblatt „Alpina“ herausgibt. — Rietmann erwähnt die wissenschaftlichen Erfolge, die im Observatorium auf dem Mont Blanc erzielt werden.

W. Schmid XXX.



Von unsern a. H. a. H.

Unser A. H. Jean Seiler, Kreiskommandant, wurde zum Hauptmann befördert. Beste Wünsche!

* * *

A. H. Kurt Meyer v/o Tasso wurde zum Lieutenant der Infanterie ernannt. Heil Dir!

*

*

*

A. H. A. Cueni möge zu seiner Verlobung der Wengia beste Wünsche entgegennehmen. Nähere Mitteilung erwünscht!

☺ ☺ ☺

Angenehme Mitteilungen.

Herr Dr. R. Weibel, Schwager unseres Präsidiums, hat uns anlässlich seiner Verlobung mit 25 Fr. beschenkt. Unser beste Dank sei Ihnen gezollt.

☺

Adressänderungen.

Dr. U. Willimann, Arzt, Hebelstrasse 28, Basel.
 A. Schorer, Verwalt.-Gerichts-Präs., Bern.
 Dr. W. Kaiser, Kirchenfeldstrasse 30, Bern.
 Marius Petitmermet, inspect. forest., Cossonay.
 Bruno Sesseli-Hädener, Ing., Münster (Bern).
 Dr. E. Forster, Buchs b. Aarau.

Gesucht

Robert Jenny, L. Baumgartner, früher Oensingen. Dr. R. Häni, Arzt.



Kund und zu Wissen

***sei hier getan, dass sich die Züricher
 A. H. bei unserem A. H. A. Dietler
 v/o Flott im Hotel zum „Weissen
 Kreuz“ treffen.***



Postcheck-Konto der Alt-Wengia Nr. Va 227, Solothurn.

Als Manuskript gedruckt.

Druck der Zepfel'schen Buchdruckerei, in Solothurn.